



Musik
★★★★☆
Klang
★★★★☆

Omar Sosa & Seckou Keita: Transparent Water; Omar Sosa (p, kb, voc, electr), Seckou Keita (kora, voc, perc), Gustavo Ovalles (perc) u. a.; World Village/Rough Trade

Die Musik fließt dahin – nur Miesmacher würden behaupten, sie plätschere – wie ein ruhiger, klarer Fluss: „Transparent Water“. Dass die beiden federführenden Musiker zueinander gefunden haben, leuchtet ein. Der in Barcelona lebende kubanische Pianist Omar Sosa, der die verschiedensten in Afrika wurzelnden Musikstile verschmelzen lässt, ist immer für spektakuläre Begegnungen gut, und dem steht der in London ansässige Koraspieler, Trommler und Sänger Seckou Keita aus Senegal in nichts nach. Spross einer westafrikanischen Griot-Dynastie, sieht er sich als Bewahrer der Tradition, sucht aber zugleich den Dialog mit anderen Musikkulturen, was ihn schon mit dem indischen Geiger L. Subramaniam oder der walisischen Harfenistin Catrin Finch zusammenbrachte.

Beim Treffen Sosa/Keita geht es nun nicht um die wechselseitigen Beziehungen zwischen afrokubanischem Jazz und westafrikanischen „roots“, es geht um weitere Entgrenzung, um Ausweitung der kulturübergreifenden Perspektive ins Globale, und so holte man wechselnde Gäste, vorzugsweise aus Fernost, mit exotischen Instrumenten ins Boot. Neben Sosas langjährigem Partner, dem Percussion-Magier Gustavo Ovalles aus Venezuela, ist der Chinesische Wu Tong (aus Yo-Yo Mas Silk Road Ensemble) auf der Mundorgel Sheng und dem klarinettenartig klingenden Bawu zu hören, außerdem Zithern aus Japan (Koto) und Korea (Geomungo) sowie eine indische Kesseltrommel (Nagadi).

Gottlob gerät das nicht zu einem weltmusikalischen Eintopf. Bezaubernd, wie die unterschiedlichen Saitenklänge sich mischen, ostasiatische Blasinstrumente oder rufartige Gesänge sich über einen aus Percussion und Saiten gewirkten Pattern-Teppich legen. Das filigrane Gewebe entwickelt einen leisen, unwiderstehlichen Sog. Sich darauf einzulassen, davon hat man mehr als nur zu fragen, ob das alles zueinander „passt“.

Berthold Klostermann



Musik
★★★★☆
Klang
★★★★☆

Nils Wogram Root 70: Luxury Habits; Nils Wogram (tb, melodica), Hayden Chisholm (as), Matt Penman (b), Jochen Rueckert (dr); Nwog/Edel

Er ist ein Freund langfristiger Projekte, und der Erfolg gibt ihm Recht. Von allen, die Nils Wogram unterhält, ist sein Quartett Root 70 das älteste: Im Jahr 2000 gegründet, ist es heute süße 17 – eine reife, etablierte Band. Und so experimentierfreudig wie eh und je. Ihre letzten CDs waren Konzeptalben zu Blues, Standards, Vierteltonalität, Jazz mit Streichern. Das ist diesmal anders. Jetzt wollen Root 70 einfach nur spielen, ohne sich durch ein Konzept selbst zu beschränken.

Spielend schaffen sie einmal mehr den Spagat zwischen Liebe zur Tradition und zeitgemäßem eigenen Ausdruck. Als klavierloses Quartett kommen sie an ähnlich besetzten Vorbildern aus der Jazzgeschichte (z. B.: Gerry Mulligan Quartet, Albert Mangelsdorff Quartett/Quintett) kaum vorbei, ohne diese aber je nachzuahmen. Wogram selbst transformiert Einflüsse von J. J. Johnson, Jimmy Knepper (der mal sein Tutor war), Albert Mangelsdorff und Ray Anderson in eine ganz persönliche Tonsprache, während Hayden Chisholm, der Mann mit dem coolen Ton auf dem Alt, unüberhörbar „seinen“ Paul Desmond kennt.

In lauter eigenen Stücken spielen Root 70 alle erdenklichen Möglichkeiten von Songarchitektur und Zusammenklang, Themen- und rhythmisch-metrischen Wechseln, Brüchen und Übergängen zwischen einzelnen Teilen durch, halten hochraffinierte Strukturen aber durch nachvollziehbare Linien und swingende Rhythmen zusammen. Sound- und Stil anleihen bei Ellington oder Mingus wehen vorbei, mitunter Zitate. Soliert ein Bläser, dann nie allein vor dem famosen Rhythmusteam Penman/Rueckert, sondern durchweg passiert etwas nebenher: ein Halteton, eine Gegenlinie, ein kleines Motiv des anderen Bläasers, vielfach wiederholt und gewendet. Und gelegentlich lässt Wogram „multiphonics“ à la Mangelsdorff hören („Starting From Zero“). Unaufdringlich, aber souverän.

Berthold Klostermann



Musik
★★★★☆
Klang
★★★★☆

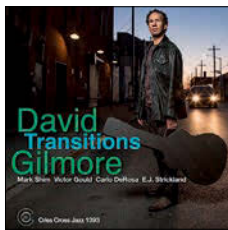
Haz'art Trio: Infinite Chase; Fadhel Boubaker (oud), Jonathan Sell (b), Dominik Fürstberger (dr, live electr.); Muse Alliance

Treffen sich ein Oud-Spieler aus Tunis, ein Kontrabassist aus Mannheim und ein Schlagzeuger aus Basel beim Workshop „Orient Meets Occident“ im Rahmen des Festivals junger Künstler Bayreuth 2011. Und gründen eine Band: das Haz'art Trio. Leiter des Workshops ist der Musikwissenschaftler und Musiker Vladimir Ivanoff, der mit seinem renommierten Ensemble Sarband seit langem den Kreuz- und Querbeziehungen zwischen Musiktraditionen des Orients und Okzidents, des Judentums, Christentums und Islams nachspürt. Auf eigenem Label produzierte er jetzt das Debütalbum „Infinite Chase“ des Haz'art Trios. Mit dem Programm hatten die drei zuvor bereits Konzerte in Tunesien gegeben.

Wer beim Stichwort „Oud“ an bekanntere Musiker wie Rabi Abou-Khalil, Anouar Brahem oder Dhafer Youssef denkt, mag überrascht sein, wie jazzig das Album losgeht. Im Opener „Whispered Words“ klingt Haz'art fast wie ein Jazztrio mit Gitarre als Lead-Instrument: Der Kontrabass gibt einen funky Groove vor, die Schlagzeugbesen wischen Jazz-Beats, darunter dezente Elektronikeffekte. Die Kurzhalslaute Oud mit den plektrumgezupften Doppelsaiten bewahrt zwar ihre spezifische Klangcharakteristik, spielt aber inmitten orientalischer Linien auch mit gezogenen, „verschmierten“ Tönen und waschechter Blue-Note-Phrasierung. Das ist mal Oriental Jazz mit Akzent auf „Jazz“.

Was nicht verwundert, wenn man weiß, dass Oudspieler Fadhel Boubaker in Tunis Kurse für „Instant Composing“ (Stegreifkomposition) und „Jazz-Fusion“ leitet, während Kontrabassist Jonathan Sell und Drummer Dominik Fürstberger bei den gestandenen Jazzmusikern Thomas Stabenow bzw. Michael Küttner studierten. Im weiteren Verlauf gewinnen ungerade Metren, Vierteltonskalen und andere Charakteristika orientalischer Musik an Gewicht, der Jazzanteil aber bleibt stets unverkennbar.

Berthold Klostermann



Musik
★★★★★
Klang
★★★★★

David Gilmore: Transitions; David Gilmore (g), Mark Shim (ts), Victour Gould (p), Carlo DeRosa (b), E.J. Strickland (dr), Bill Ware (vib), Gregoire Maret (harm); Criss Cross/Harmonia Mundi

Mit ungewöhnlichen Themen und ausgefallenen Rhythmen hat der Gitarrist David Gilmore in seiner Laufbahn reichlich Erfahrungen gemacht. Dafür bürgt allein schon sein sich über eine Dekade erstreckendes Engagement in den Gruppen des Altsaxofonisten Steve Coleman. Auch andere prominente Musiker wie der Saxofonist Wayne Shorter und die Sängerin Cassandra Wilson vertrauten auf die relaxte Gitarristik Gilmores, der sich offenkundig stilistisch nicht abschottet. Auf seiner Website kennzeichnet er seine Konzeption mit Jazz Roots und Global Soul. Freimütig bekennt der auch im Pop-Bereich tätige Musiker in den Liner Notes von „Transitions“, dass ihm einfach die Zeit fehlt, um mehr eigene Stücke zu schreiben.

Dass er aber durchaus in der Lage ist, außer den beiden Originals „End Of Daze“ und „Spontanuity“, den Themen anderer Künstler eine individuelle Ausrichtung zu geben, zeigt er mit seiner geschmackvoll getroffenen Auswahl: Einfühlsam erinnert er mit „Beyond All Limits“ von dem Trompeter Woody Shaw, „Blues Mind Matter“ (Vibrafonist Bobby Hutcherson) und „Bluesette“ (Mundharmonika-Virtuose Jean Toots Thielemans) an Musiker, die nicht mehr unter uns weilen.

David Gilmore hat sein Quintett exquisit besetzt: Mark Shim ist im positiven Sinn ein Traditionalist, der einerseits in seinen Tenorsaxofon-Statements mit dem Hardbop sympathisiert, aber auch viele neue Ideen einbringt. Seine Einsätze kontrastieren die flüssigen Melodiefolgen des Leaders und passen ausgezeichnet zu den Motiven des Pianisten Victor Gould. Für „Farralone“, ein weiteres Thema von Bobby Hutcherson, stößt Bill Ware zu der Gruppe. Seine gleißenden Vibrafon-Sounds verleihen dem Ensemble ein metallisch flimmerndes Flair. Den Ausklang bestreitet David Gilmore solo mit „Nem Um Talvez“ des brasilianischen Komponisten Hermeto Pascoal, das wir vom Miles-Davis-Album „Live-Evil“ her kennen.

Gerd Filtgen



Musik
★★★★★
Klang
★★★★★

Pat Appleton: A Higher Desire; Pat Appleton (voc), Martin Auer (tp, flh), Sebastian Weiß (p), Olaf Casimir (b), Michael Kersting (dr); MPS/Edel

Sie ist die Stimme des Heidelberger Lounge-Jazz-Kollektivs DePhazz, für ihre Zusammenarbeit mit der Jazzkantine und den Nighthawks wurde sie jeweils mit einem German Jazz Award ausgezeichnet. Seit mittlerweile zehn Jahren aber macht Pat Appleton auch in eigener Sache auf sich aufmerksam: Dies ist – nach „What’s Next?“ (2007) und „Mittendrin“ (2011) – das dritte eigene Album der liberianisch-deutschen Sängerin. Kennt man sie sonst vor allem aus elektronisch gestützten Gruppen, in denen sie eher zum Gesamtsound beiträgt, so steht sie jetzt mit ihrer warm timbrierten Stimme als Sängerin im Mittelpunkt.

Inzwischen Wahlberlinerin, stellte sie aus versierten Profis, die alle so gut wie „um die Ecke“ wohnen, ein Quartett zusammen, das mehr ist als nur ihre Begleitband. Pianist Sebastian Weiss und Trompeter Martin Auer, beide seit langem auch Leader eigener Bands, komponierten die Musik zu Songideen und Lyrics, die Pat Appleton mitbrachte. Sie setzen auf einfache Melodien und klare, rein akustische Instrumentierung, während die durchweg englischen Texte auch zum Nachdenken anregen sollen. Pats „erfolgreich abgebrochenes“ Studium der Politikwissenschaften an der Uni Heidelberg, hier klingt es noch ein wenig nach.

Selbstredend singt sie von Liebes- und Beziehungsdingen („A Dangerous Thing“, „Everyday Love“), doch sie traut sich auch an heiklere Themen, wie das der historischen Kollektivschuld, heran („The Blame Game“). Klavier, Kontrabass und Schlagzeug unterstützen geschmackvoll und setzen die Stimme vorteilhaft ins Licht, was Martin Auer an Trompete und Flügelhorn mit reizvollen Farben und Linien anreichert. Bleiben die Songs auch nicht auf Anhub im Ohr, der Druck auf die Repeat-Taste lohnt allemal. Im Vergleich zum loungeigen Easy-Listening à la DePhazz (etwa dem Party-Hit „The Mambo Craze“) ist dies ein reifes Album.

Berthold Klosterman



Musik
★★★★★
Klang
★★★★★

Louis Sclavis: Asian Fields Variations; Louis Sclavis (cl, b-cl), Dominique Pifarély (viol), Vincent Courtois (cello); ECM/Universal

Das Motto des Filmemachers Robert Bresson, „faire du nouveau“, könnte auch von Louis Sclavis stammen. Neue Band, neues Konzept, neues Repertoire. Der Titel „Asian Fields“ findet sich unter einem magischen Sclavis-Foto eines Flussdeltas bei Mondschein von 2016. Für den Sohn eines Fotografen, der auf seinem Blog eigene Bilder ohne weitere Kommentare zeigt (<http://louissclavis.blogspot.fr>), ist Visuelles oft der Auslöser. Erinnert sei nur an das Album „Napoli’s Walls“, die Zusammenarbeit mit dem Fotografen Ernest Pignon-Ernest, bei dem der Cellist Vincent Courtois 2002 beteiligt war.

Man kennt sich seit vielen Jahren, aber als Trio musizierten sie noch nie zusammen. Dominique Pifarély veröffentlichte bei ECM in den beiden letzten Jahren ein erstaunliches Soloalbum und stellte auf der CD „Tracé Provisoire“ sein neues Quartett vor. Die „asiatischen Feldforschungen“ der drei modernen Nomaden tragen jedoch unverkennbar die Handschrift des Klarinettenisten. Sclavis hat sehr genau die Spielweisen der beiden Weggefährten studiert und liefert Stücke wie nach Maß, die ganze Platte ist wie eine einzige große Komposition. Im Opener „Mont Myon“ wird binnen Sekunden jene magische Atmosphäre der „folklore imaginaire“ spürbar, mit der Sclavis’ Stil assoziiert wird. Der schalmeienähnliche Ton beschwört die Melancholie der Ahnen, ob sie wohl aus Epiros oder Kasachstan kamen? Gleichzeitig verteidigt die Musik von Sclavis stets ihren innovativen Charakter, alles und nichts wird dem Zufall überlassen.

Das Titelstück bietet Courtois eine starke Plattform für ein Pizzicato-Solo, und „Fifteen Weeks“ klingt wie der alte Sketch: „Hallo Echo! – Hallo Otto!“ In „Cèdre“ mahlt unaufhaltsam das Rad der Zeit, und Pifarélys Geige intoniert einen mehrstimmigen Gesang. Immer spürt man die Arbeit, das Können, das Engagement für den Jazz. Wie Künstler, die in harter Arbeit Holzschnitte herstellen, sind ihre Interaktionen gleichsam eingekerbt für alle Zeiten.

Karl Lippegaus

STEREO FONO FORUM



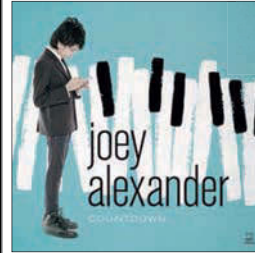
JAZZ

134 CD-Rezensionen
aus dem Jahr 2016

Reiner H. Nitschke Verlags-GmbH

JAZZ REZENSIONEN

JOEY ALEXANDER
COUNTDOWN
Motown/Motown



Wiederkehrend werden uns ja mit schillernder Regelmäßigkeit angepöbeln: Zu Thilo Sarrazin's Freude und Bestätigung stammen diese meisteils aus asiatischen Gefilden, vormalig aus China. Nun also eines aus Indonesien. Und wer sich mit ihm beschäftigt, was dank YouTube sehr ergebend ist, kommt aus dem Staunen nicht mehr heraus.

Joey Alexander, heute 13-jähriger Pianist aus Jakarta, greift schon seit einigen Jahren so gekonnt und besesselt in die Tasten, dass selbst Agnostiker versucht sind, an Seelenwanderung zu glauben. Nein, da spielt kein durch chinesisches Lebensstadium geförderter Kumpel, da verzaubert ein Medium ganzes Südkorea vorwärtiger Jazzen. Bei der diesjährigen Grammy-Gala sorgte er für Begrüßungsstürme, bei seinen 1700 Partnern immer wieder für Exultationen und Bewunderung. Er zitiert nicht nur die komplexesten Jazzmeister (ganz ohne Notizen), er improvisiert und interpretiert mit Gefühl und Temperament im bestmöglichen New Yorker der auf der Bühne gebürtig.

Wie schon auf seinem
Musikern wie Larry Green
zugabe. Letzterer ist beim
dabei. Am Schlagzeug U

GARY SMULYAN, GEORGE CABLES

Two For Thad
www.sabotageplay.com



Erlesene Edition

Klein aber fein, so lautet die Devise von Rainer Haarmann, der mit seinem exklusiven Label „Edition Longplay“ gerade die 15. Langspielplatte vorstellt.

Haarmann war ab Mitte der 1960er Jahre Kulturreferent in der Städtischen Vertretung in Ost-Berlin und gründete 1991 das Festival Jazzbaltica, das im Laufe der Jahre zur festen Institution mit Weltrenommee. Von Hank Jones bis Herbie Hancock, von Wayne Shorter bis Michael Brecker, von Man-Round bis Wolfgang Haffner spielen hier fast alle Jazzgrößen. Rainer Haarmann kennt sie alle und ließ sie in seinem Buch „JazzBaltica“ zu Wort kommen.

Trotz der Tragik, dass Amerika lag der Fokus des von früheren Ministerpräsidenten Rüdiger Egelhofen initiierten Festivals im hiesigen Raum. Es war Teil einer Vision für eine neue kulturelle Gemeinschaft nach dem Fall des Eisernen Vorhangs. Nach 21 Jahren engagierten Einsatz trat Rainer Haarmann nach eigenen Worten vorzeitig ab. Die damalige Landesregierung strich Mittel, das ZDF und Justiz zogen sich zurück, der so geliebte Austragungsort Soltau war Geschichte.

Fortan widmete sich Haarmann seiner neuen Leidenschaft, dem Schallplatten-Label „Edition Longplay“. Die bildende Kunst war für Haarmann schon immer wichtiger Teil seines Lebens. So lag es für ihn nahe, Kunst und Musik zu verbinden und die hochwertigen Gatefold-Cover jeweils einer Künstlerin oder einem Künstler zu widmen. So unterschiedlich wie die reproduzierten Gemälde sind auch die Musiker – allesamt erstarrte. Nicht zuletzt dank der jahrelang gepflegten Kontakte aus Jazzbaltica-Zeiten.

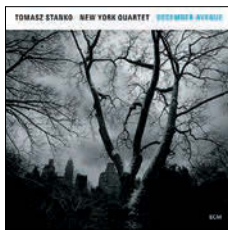
Besonders stolz ist Haarmann auf seine Produktion mit Hank Jones, dem 2010 verstorbenen amerikanischen Saxophonisten, mit dem ihn eine enge Freundschaft verband. Die Jubiläum-Edition 4 mit Hank Jones und Don Friedman am Piano entstand 2000 bei einem Live-Auftritt in Soltau. Mit Alan Broadbent, dem langjährigen Begleiter von Charlie Haden, sorgt noch ein weiterer Soloplatist für internationales Flair (Edition 11).

Unter den sehr hochwertigen Produktionen steht das Album „Jahreszeiten – Die Stimme des Libanon“ hervor.

Lesen Sie alle **134 JAZZ-CD-Rezensionen**
aus den Musik-Redaktionen der Zeitschriften **STEREO und**
FONO FORUM aus dem Jahr 2016 bequem auf Ihrem
Tablet, Smartphone oder eReader.

Alle **STEREO E-Books** stehen als EPUB & Mobi zum Download bereit:
www.stereo-shop.de





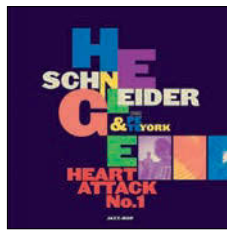
Musik
★★★★★
Klang
★★★★★

Tomasz Stanko New York Quartet: December Avenue; Tomasz Stanko (tp), David Virelles (p), Reuben Rogers (b), Gerald Cleaver (dr); ECM/Universal

Mit seinem neuen Album erinnert Tomasz Stanko an den Schriftsteller und Maler Bruno Schulz (1892-1942). Nur einige wenige Erzählungen und Bilder sind erhalten vom Autor der „Zimtläden“ und haben längst Weltruhm erlangt. Die aktuelle Stanko-CD „December Avenue“ enthält eine „Ballad For Bruno Schulz“ sowie „The Street Of Crocodiles“, benannt nach der englischen Edition mit 16 Kurzgeschichten, die durch das absurde Universum des polnischen Künstlers führen. Als „jüdisch“ und „entartet“ wurde gebrandmarkt, was Schulz, der von einem SS-Mann auf der Straße erschossen wurde, zu Lebzeiten schrieb und zeichnete. Als er dennoch eine gewisse Berühmtheit erlangt hatte, wurde ihm gar die Welt seines Dorfes zu eng und zu laut. Ihm fehle „die Stille, die musikalische Stille“, schrieb er in einem Brief und sprach von der ruhigen Bewegung des Pendels, das nur dem Gesetz der Schwerkraft und keinen äußeren Einflüssen gehorche. Diese leise Poetik, in der es von Anspielungen an Klänge nur so wimmelt, bildet schon seit einer Weile einen Teil des Repertoires von Tomasz Stankos fabelhaftem New York Quartet.

Neu dabei ist der von Charles Lloyd kommende große Bassist Reuben Rogers, der sich wunderbar mit Drummer Gerald Cleaver ergänzt. Mit dem kubanischen, in New York lebenden Pianisten David Virelles formen sie ein Trio, das derzeit seinesgleichen sucht, was Ideenreichtum, Sinn für Balancen und subtile Interaktion betrifft, während Stankos Trompete wie ein Lichtkegel die Schattenwelt streift. „Die Straße der Krokodile“ nannte man im Volksmund, nachdem Öl in der Gegend entdeckt worden war, eine neue Straße durchs Heimatdorf von Schulz. Über seine „December Avenue“ lässt der Wahl-New Yorker an der Trompete die seltsamsten Figuren spazieren. Stanko und Virelles wissen mit jedem Solo eine Story zu erzählen. Wie auf Zehenspitzen wandern die glorreichen Vier durch eine Welt zwischen Tag und Traum, die voller Erinnerungen steckt, Reales und Fiktives miteinander mischend.

Karl Lippegaus

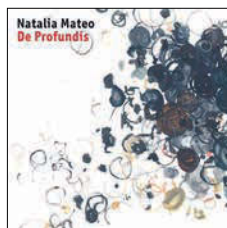


Musik
★★★
Klang
★★★

Helge Schneider & Pete York: Heart Attack No. 1; Helge Schneider (org, voice, g, vib), Pete York (dr); Polydor/Universal

Jazz ist eine ernste Sache? Nicht bei Helge Schneider. Dass der kauzige Entertainer eigentlich ein Jazzer ist, weiß jeder, der mal seine improvisierten Bühnenshows erlebt hat. Mit seinem alten Freund Pete York war Helge jetzt mal wieder im Jazzkeller, hat sich an die Hammond-Orgel gesetzt, und es wurde zünftig gejammt: Klassiker wie „Mood Indigo“, „All Of Me“ oder – umwerfend! – „As Time Goes By“, dazu ein wenig Blues, Soul-Perlen von James Brown und Stevie Wonder sowie ein paar Eigengewächse. Das klingt fürwahr nach Keller: rumpelig, mulmig, wenn Helge singt, grausig – nur nicht langweilig. Spielen kann er ja. Feste swingen auch.

Berthold Klostermann

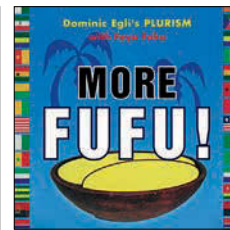


Musik
★★★★★
Klang
★★★★★

Natalia Mateo: De profundis; Natalia Mateo (voc), Sebastian Gille (sax), S. Grote (p), D. Ahmad (g), C. Bolte, F. Barth (b), F. Ristau (dr); ACT/Edel

Wer sich einen Saxofonisten wie Sebastian Gille ins Studio holt, will von ihm kein dekoratives Beiwerk, sondern Expressivität und Sound. Als Gast in Natalia Mateos Band, die sich bei Pop- und Kammerjazz-, Minimal- und Songwriter-Stilen bedient, setzt Gille bisweilen widerborstige Akzente. Die polnische Wahlberlinerin mit der klaren, hart bis verletzlich wirkenden Stimme bringt Textvertonung (Blake, Villon), Pophit (kaum wiederzuerkennen: Dolly Partons „I Will Always Love You“) und Filmthema („Rosemary's Baby“) mit polnischen Songs zusammen. Hier und da lässt Björk grüßen, und doch ist dies eine ganz eigenständige Sache.

Berthold Klostermann



Musik
★★★★★
Klang
★★★★★

Dominic Egli's Plurism with Feya Faku: More Fufu!; Feya Faku (tp, fl-h), Donat Fisch (as, ts), Raffaele Bossard (b), Dominic Egli (dr, kalimba); Unit Records/Harmonia Mundi

Seine Begeisterung für afrikanische Musik und Lebensart demonstrierte der eidgenössische Drummer Dominic Egli mit seiner Band Plurism bereits auf der CD „Try Fufu!“. Daran hat sich nichts geändert: Auch der Nachfolger „More Fufu!“ folgt dieser voller Lebensfreude steckenden Konzeption, zumal auch hier wieder Feya Faku mitwirkt. Was für expressive melodische Stories der südafrikanische Trompeter und Flügelhornspieler seinen Instrumenten entlockt, wird speziell in dem ihm gewidmeten „Song Of Hills“ verdeutlicht. Es klingt so impressionistisch wie die landschaftlich reizvolle südafrikanische Provinz Eastern Cape, von der Egli im Booklet schwärmt.

Bis auf das von der Band stimmungsvoll untermalte Statement „I Am An African“ der Poetin Puno Sulesho stammen sämtliche Stücke von dem Leader. Seine attraktiven Themen wie „Mali Must Be Beautiful“ und „Newborn (1960)“ werden von komplexen Rhythmen untermalt und sind ideale Vorgaben für die Bläser. Bei ihnen brilliert – neben Feya Faku – der Alt- und Tenorsaxofonist Donat Fisch. Seine im harmonischen Sound gebotenen Improvisationen sind in spannungsvoller Dosierung mit starken Motiven angereichert. Eglis vielschichtige Kompositionen werden von Raffaele Bossards wuchtigen Bassläufen strukturiert und erhalten dadurch ihre Form. Dominic Egli's Plurism gelingt das Kunststück, eine imaginäre afrikanische Musik zu kreieren, die niemals in oberflächliches Weltmusik-Gedudel abdriftet.

Vielleicht liegt es ja auch am Fufu. Schon auf dem Cover der Platte ist die westafrikanische Speise stilisiert abgebildet, und im Hülentext wird auf die einfache Zubereitung des aus Maniok und Kochbananen bestehenden Breis hingewiesen. Das geht alles ruckzuck, sofern man sich die Fertigmischung besorgt hat. Fufu ist die ideale Beilage zu Suppen und Fleischgerichten und passt natürlich vortrefflich zur Musik von Plurism.

Gerd Filtgen



Musik
★★★★
Klang
★★★★

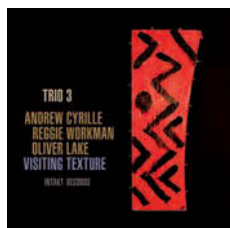
The Ed Palermo Big Band: The Great Un-American Songbook Vol. 1 & 2; Cuneiform (2 CDs)

Es gibt noch Leute, die nicht aus Kalifornien bekannte Rocksongs für Big Band arrangieren, um den Sponsoren zu gefallen, sondern einfach, weil es ihnen Spaß macht, ihren Göttern zu huldigen. Über 300 Zappa-Charts schrieb der Altsaxofonist Ed Palermo schon, aber er kann noch mehr, davon kündigt nicht nur sein Wahnsinns-solo in „21st Century Schizoid Man“. Sein neues Doppelalbum lädt zu einem Marathon-Streifzug durch das, was man mal als „progressive Rockmusik“ bezeichnete: King Crimson, Jethro Tull, späte Beatles und Stones sowieso, Emerson Lake & Palmer, Blodwyn Pig, Procol Harum oder Traffic.

Einige ihrer bekanntesten Songs hat Mr. Palermo aus New Jersey für sein 18-köpfiges Orchester neu arrangiert, teilweise auch mal blasphemisch dekonstruiert. Das opulente Tongemälde taufte er auf den Namen: „The Great Un-American Songbook“. „Fast alles, was ich neuerdings tue ist, die Vergangenheit wieder zu durchleben. Heute kann ich die Songs, mit denen ich aufgewachsen bin, neu interpretieren. Ich will, dass sie viel gespielt und viel gehört werden.“ Palermos Euphorie überträgt sich wie einst bei Woody Herman oder Don Ellis auf die gesamte Band: Man merkt's in den herausgeschmeterten Soli und dem fetten Ensemble-Klang. Alles wie aus einem Guss. Eine Hauptrolle unter den Solisten wurde dabei der Geigerin Katie Jacoby zugewiesen. „Verrückte Zeiten verlangen nach ausgeflippter Musik,“ verkündet uns der Maestro mit aufgeklapptem Helm, bevor sie in die Schlacht ziehen.

Viele seiner 18 Akteure stehen seit über einer Dekade in Palermos Diensten. Nicht nur an seinen hinreißenden Zappa-Vertonungen soll man Mr. Palermo fortan messen – hier regiert zwar der gleiche Geist, aber dies sind mehr als bloße Remake-Versuche. Was zaubert er da nicht alles hervor aus dem Nebel der Zeiten? „Eleanor Rigby“ hier mal im Schweinegalopp, Jeff Beck's seinerzeit verrissenes „Definitely Maybe“ – es sind die Hymnen und auch einige vergessene Nebenwerke aus der Britischen Invasion der 60er- und 70er-Jahre.

Karl Lippegaus



Musik
★★★★★
Klang
★★★★

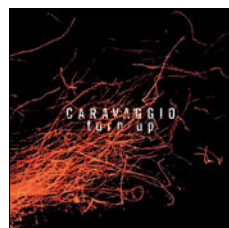
Trio 3: Visiting Texture; Andrew Cyrille (dr), Reggie Workman (b), Oliver Lake (as); Intakt Records/Harmonia Mundi

Ein Bandname wie Trio 3 klingt zunächst nicht besonders aufregend. Das ändert sich aber sofort, wenn man die hochkarätige Besetzung erfährt, die unter diesem Slogan im Sommer 2016 zu einer Aufnahme-Session in Brooklyn, New York, zusammentraf. In der Vergangenheit war der Altsaxofonist Oliver Lake mit eigenen Gruppen in den Aktionszentren improvisierter Musik anzutreffen. Sein Bekanntheitsgrad erhöhte sich zudem durch seine langjährige Mitwirkung im World Saxophone Quartet. Der Bassist Reggie Workman wirkte auf einer beeindruckenden Reihe jazzhistorisch wichtiger Platten mit, z. B. in John Coltranes großorchestralen Werken „Africa Brass“ und „Olé“. Nach Mainstream und Hardbop-Erfahrungen fand der Drummer Andrew Cyrille durch Engagements bei Cecil Taylor den Freiraum für seine diffizilen Rhythmen.

Schon diese wenigen biografischen Details verraten, dass sich die Klänge dieses Power-Trios nicht auf musikalischen Nebenschauplätzen bewegen. Themen wie Lakes „Bumper“ und „Stick“ führen zu erlebnisreichen Improvisationsfeldern, auf denen jeder der Protagonisten seine individuellen Stärken einbringt. Dabei tauchen in den leidenschaftlichen Chorussen des Altsaxofonisten wie Schattenbilder Erinnerungen an die Diskurse Ornette Colemans auf. Mitunter ähneln seine Beiträge aber auch Rohentwürfen, in denen er musikalische Erinnerungen andeutet, aber nicht weiter kommentiert, sondern sich stattdessen in neue Improvisationen stürzt.

Diese Sprunghaftigkeit wird aufgrund des offenbar durch nichts zu erschütternden Rhythmus-Teams in Form gebracht. In dem von Reggie Workman komponierten Albumtitel bereitet der Bassist mit kraftvollen Linien die Soli seiner Mitstreiter vor. In der Balance zwischen arrangierten Parts und freien Ausbrüchen offenbart sich einmal mehr die kreative Magie von Musikern, die sich ohne kommerzielle Schleichwege immer treu geblieben sind.

Gerd Filzgen



Musik
★★★★
Klang
★★★★

Caravaggio: Turn Up; Bruno Chevillon (b), Eric Echampard (dr), Benjamin de la Fuente (viol, g), Samuel Sighicelli (kb); La Buissonne

Eigentlich sind uns aus dem Studio La Buissonne in Pernes-les-Fontaines/F ganz andere, sanftere und wohlklingendere Töne vertraut. Das französische Quartett um den Bassisten Bruno Chevillon mit dem exquisiten Namen von Italiens Begründer der modernen Malerei liefert auf seinem dritten Album fürs hauseigene Plattenlabel von Tonmeister Gérard de Haro eine Ode auf die Verzerrung, den bizarren Soundtrack für die demnächst anstehenden Feiern zum jüngsten Gericht. Es ist jener auf die derzeitige Gemütslage in Frankreich nicht unpassende Sound der Apokalypse, der im Rock mit all seinen Verästelungen spätestens seit King Crimson & Co. für Furore sorgte und von Caravaggio dankbar aufgearbeitet wird.

Oh Herr, Hagelstürme prasseln auf unsere ungeschützten Häupter, wir versinken im Morast und niemand ist da, der uns aus diesem Schlamassel heraushilft. Man muss kein Freund von Science-Fiction-Szenarien sein, um zu verstehen worum es den beiden Komponisten de la Fuente und Sighicelli geht, die beide aus der sogenannten „Neuen“ Musik kommen – die Musik sagt es mit ungeheurer Direktheit. Ein Hörfilm, für den man keine Bilder und kein Drehbuch braucht. Dass Chevillon & Echampard die beste Rhythmusgruppe im Hexagon sind, hat sich längst herumgesprochen, Kompromisse haben sie noch nie gemacht, und „Turn Up“ ist eines ihrer bislang radikalsten Werke.

Im fast viertelstündigen Opener „Tanker Fever“ scheinen dämonische Roboter die Macht übernommen zu haben, Gitarrenakkorde kommen wie geschreddert daher, Geisterschiffe stechen in See. Mit viel Sinn für Dramatik und Theatralik malen „Caravaggio“ ein Schattenreich aus, das an jeder Ecke mit neuen Überraschungen aufwartet. Sogar die gute alte Morricone-Gitarre aus den Sergio-Leone-Western kommt zum Einsatz. Manchmal wird es auch ganz still, aber ähnlich wie in Tarkovskys Film „Stalker“ täuschen diese Ruhezeiten. Sie bilden nur kurze Stationen vor der nächsten schweren Prüfung.

Karl Lippegaus



Musik
★★★★
Klang
★★★★☆

Shalosh: Rules of Oppression; Gadi Stern (p), Daniel Benhorin (b), Matan Assayag (dr); Contemplate/Cargo

Drei Freunde gründen eine Band. Genauer: ein Pianotrio, das mitunter klingt wie eine Rockband – Shalosh (hebräisch für „drei“). Sie kennen sich, seit sie 16-jährig in einer Jerusalemer Highschool anfangen, Musik zu machen. Pianist Gadi Stern ging nach New York, um Erfahrung zu sammeln, doch man blieb in Kontakt. Irgendwann vermisste er die Vertrautheit, die eine kontinuierliche Zusammenarbeit mit sich bringt, und kam zurück nach Israel, wo Daniel Benhorin und Matan Assayag inzwischen gefragte Sidemen waren. Sie taten sich erneut zusammen, nannten sich Shalosh – nicht etwa „Gadi Stern Trio“ – und nahmen ihr Debütalbum in Angriff („The Bell Garden“, 2014).

„Shalosh ist nicht bloß eine Band,“ sagt Stern, „sondern eine Idee. Im Jazz ist es doch oft so: Jeder wartet darauf, dass er mit seinem Solo an der Reihe ist, aber keiner interessiert sich für die menschlichen Beziehungen, die durch Musik entstehen.“ Dem halten Shalosh ihr Konzept einer Band als kompakte Einheit entgegen, in der kein Leader das Geschehen dominiert, wo Solo- und Begleitfunktionen aufgehoben sind. Hier, auf ihrem zweiten Album, bringen sie die akustische Instrumentierung eines Klaviertrios mit der Energie einer Rockband und gelegentlichen Farben eines Kammerorchesters zusammen.

Die zumeist eigenen Stücke leben von raffinierten Arrangements mit Themenbrüchen und vertrackten Metren, Wiederholungen und wuchtigen Akkorden, dynamischen Steigerungen und perlenden Arpeggien. Das neigt schon mal zu Bombast, doch dem stehen wiederum ganz zarte Momente gegenüber. Einmal evoziert das Kammerorchester Filmatmosphäre („Poem Of The Bull“), und mit Bearbeitungen zweier Songs von Lana Del Ray und Human League bedient man sich gleich beim Pop. Die Idee „Piano Trio goes Rock“ ist nicht neu – siehe E.S.T. oder The Bad Plus –, doch da finden Shalosh durchaus einen eigenen sympathischen Weg.

Berthold Klostermann



Musik
★★★★
Klang
★★★★

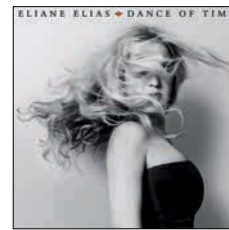
Lee Konitz: frescalalto; Lee Konitz (as), Kenny Barron (p), Peter Washington (b), Kenny Washington (dr); Impulse!

Jede neue Aufnahme dieses Musikers setzt ein bewegendes Lebenszeichen. „Hört her, ich bin’s, und mein Horn erzählt euch, was ich erlebt habe.“ Lee Konitz, Jahrgang 1927, war ein Zeitgenosse Charlie Parkers, der bekanntlich nur 34 Jahre alt wurde. Dass er mal als Gegenspieler zu Bird propagiert und dem Cool Jazz zugeordnet wurde, ist längst Klischee und einfach nicht mehr wahr. Seine vielen Platten ergeben eine tönende Autobiografie mit steinig und verschlungenen Pfaden.

Die Verbindung zu den Quellen seiner Musik hat der Altsaxofonist nie verloren, davon zeugt diese an zwei Tagen im Winter 2015 im New Yorker Avatar Studio entstandene Platte. Zwar ist keine Komposition seines Gurus Tristano unter den acht Stücken, doch Lennies nonkonformistischer Geist ist „in the house“. Stilistische Veränderungen werden hörbar, aber vor allem immer etwas Heroisches, der Triumph der Kunst über die Vergänglichkeit. Ja, eine bewegende, leicht zitternde Stimme tönt aus dem goldschimmernden Instrument. Die Paarung mit dem Pianisten Kenny Barron und den beiden Washingtons, Peter (Bass) und Kenny (Drums), ist erstaunlich, sie beflügelt Konitz wie einst Stan Getz, wenn er mit Barron duettierte.

Produziert hat Kenny Washington, und so gibt es auf dieser Platte viel Getrommel, aber auch das passt, und Konitz hat ganz offensichtlich Spaß an dieser swingenden Gruppe. Formal ungewöhnlich beginnen sie bittersüß in „Stella By Starlight“ mit vier Solo-Chorussen, dann Trios und dem „trading eights“ = acht Takte im Wechsel fürs nächste Drum-Feature. Doch nichts ist bloße Routine, sondern ein lehrreiches Spiel mit der Ökonomie der Mittel. Durch Lees „Thingin“ schimmern die unsterblichen Changes von „All The Things You Are“, und Kenny lässt einmal mehr die Trommeln sprechen. In „Kary’s Trance“ schleicht sich kurz das uralte „Bei mir bist du scheyn“, das Lees Generation so liebte und noch immer im Ohr hat.

Karl Lippegaus



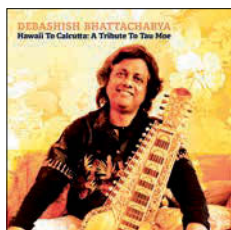
Musik
★★★★
Klang
★★★★

Eliane Elias: Dance Of Time; Eliane Elias (p, voc), Amilton Godoy (p), João Bosco, Toquinho (voc, g), Mike Mainieri (vib), Randy Brecker (tp, fl-h); Concord/Universal

Falls die hübsche Geschichte stimmt, dass Eliane Elias’ Mutter gleich nach der Geburt ihrer Tochter bei dem Baby Pianistenhände feststellte, so sollte sie Recht behalten. Was sie bestimmt nicht vorhersehen konnte, war die Tatsache, dass diese nicht etwa – wie sie selbst – in der Klassik, sondern im Jazz Furore machen würde. Aus São Paulo kommend, trug Eliane Elias Anfang der 80er-Jahre den harmonischen und rhythmischen Reichtum ihres Heimatlandes in die New Yorker Jazzszene. Nach Fusion-Abenteuern mit der Gruppe Steps Ahead entschloss sich die Pianistin zu einer Solokarriere.

Speziell das Blue Note-Album „Eliane Elias Plays Jobim“ trug zum Popularitätsschub der Künstlerin bei. Danach folgte eine Reihe von Alben, in der Elias die Vielfalt brasilianischer Musik präsentierte. Nach dem im Jahr 2015 mit einem Grammy Award ausgezeichneten „Made In Brasil“ nahm sie jetzt „Dance Of Time“ auf, das nach ihren eigenen Worten „das gesamte Spektrum meiner Karriere, von ihren Anfängen bis heute“ repräsentiert. Elias sinnlich coole Stimme verleiht brasilianischen Evergreens einen aktuellen Bezug. Schon das Intro „O Pato“ verströmt die Vitalität des nach wie vor beliebten Bossa Nova-Genres. Nur zu leicht wird man von den wie eine leichte tropische Brise hereingewehten Songs wie „Sambou Sambou“ oder „Copacabana“ dazu verführt, sie in die Nähe gehobener Unterhaltung zu rücken. Doch ihre spritzigen Improvisationen wischen derartige Gedanken sofort weg. Außer brasilianischen Stars wie dem Sänger und Gitarristen João Bosco und seinem Kollegen Toquinho wirken auch amerikanische Jazzler wie der Vibraphonist Mike Mainieri und der Trompeter Randy Brecker mit. Das Engagement dieser Musiker, mit denen die Pianistin schon früher zusammenarbeitete, erinnert an wichtige Abschnitte in Eliane Elias’ erfolgreicher Laufbahn.

Gerd Filtgen



Musik
★★★★★
Klang
★★★★

Debashish Bhattacharya: Hawaii to Calcutta: A Tribute To Tau Moe; Riverboat/Harmonia Mundi

Durch John McLaughlins fulminante CD „Floating Point“ von 2007, die unbekannte Talente aus Indien präsentierte, kamen wir auf seine Spur. Der heute 54-jährige Debashish Bhattacharya spielt durchaus traditionsverbunden indische Ragas und mehr, aber auf speziell von ihm entworfenen Gitarren mit bis zu 24 Saiten. Man darf ihn wohl zu Recht zu den großen Virtuosen unserer Zeit rechnen, und seine Musik ist so unmittelbar einleuchtend wie der Folk-Blues eines Mississippi Fred McDowell, der Jazz Django Reinhardts oder das Klavierspiel von Vladimir Horowitz. In Indien hat er 200 Schüler, und sein Fanclub hat mittlerweile globale Ausmaße.

Mit seinem neuen Album schlägt Debashish, der als Kind von drei Jahren mit einer Hawaii-Gitarre begann, eine große Brücke von Hawaii nach Indien. Der Mann aus Kalkutta erinnert musikalisch an seinen großen Vorgänger Tau Moe (1908-2004), der 60 Jahre lang die Hawaii-Gitarre weltbekannt machte. Man fasst sich an die Stirn und fragt sich, warum man nicht schon früher darauf gekommen ist – die Wahlverwandtschaften sind wirklich frappierend. Tau Moes Musik – seine ersten Reisen führten ihn in den Fernen Osten, er lebte mehrere Jahre in Indien – war in Debashishs Heimat auf Anhieb immens populär und präsent. Dort entdeckten sie, dass die Schleiftöne der Slidegitarre der klassischen Raga neue Horizonte eröffnen konnten.

Debashishs Eltern waren beide traditionelle Sänger und sein Gitarrenlehrer eng befreundet mit Tau Moes bestem Schüler Garney Nyss. Die Wurzeln all dieser Melodien reichen bis weit ins 19. Jahrhundert zurück. Debashish zählt seine Begegnungen mit dem über 90-jährigen Tau Moe auf Hawaii, wo dieses Meisterwerk entstand, zu den Highlights in seinem Leben. Ry Cooders Abenteuer mit Gabby Pahinui's Hawaiian Band von 1975 hat also endlich mal eine Fortsetzung bekommen.

Karl Lippegaus



Musik
★★★★
Klang
★★★★

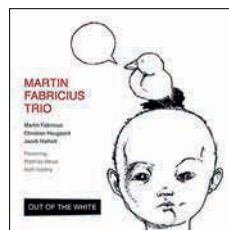
Shai Maestro Trio: The Stone Skipper; Shai Maestro (p, kb), Jorge Roeder (b), Ziv Ravitz (dr); Gäste: Gretchen Parlato, Theo Bleckmann u. a. (voc); O-Tone/Edel

Die Idee des „stone skipping“, also des Kieselhüpfens auf einer ruhigen Wasseroberfläche, gefalle ihm, sagt Shai Maestro. Trotz der Stein für eine Weile der Schwerkraft: „Er wächst gewissermaßen über sich hinaus.“ So löblich aber der Anspruch ist, künstlerisch über sich hinauszuwachsen, so wenig hat der israelische Pianist dies nötig. Wie weit will der Mann wachsen, der sich nach Jazz/Klassik-Doppelstudium in Jerusalem in indischer Musik weiterbildete, mit US-Stipendien bedacht wurde, fünf Jahre lang im Trio des Bassisten Avishai Cohen Erfahrung sammelte und 2010 sein eigenes Trio gründete, das längst allenthalben gefeiert wird?

Beim aktuellen Album des Trios möchte man den Titel „Stone Skipper“ geradezu als Aufforderung verstehen, durch die CD zu hüpfen, Stücke zu überspringen und diese vielleicht beim nächsten Durchgang anzuwählen. Jedenfalls, wenn man auf einen roten Faden oder eine auch nur annähernd durchgängige Stimmung Wert legt. Versonnenes Soloklavier, subtiles Piano-Trio, Chorgesang/Songwriting sowie technisch-klangliche Spielereien – gleich mehrere Pfade durch das Album bieten sich an, die künstlerische Linie erschließt sich nicht so ohne Weiteres. Als Wechselbad jedoch ist die Platte überaus anregend.

Die verstreuten Solo-Piecen sind zarte, improvisierte Zwischenspiele, die intensiven Trio-Nummern zeigen, zu welchem organischen Zusammenspiel Maestro, sein Landsmann Ziv Ravitz und der Peruaner Jorge Roeder gefunden haben. Auf der „Gesangsschiene“ hört man Gretchen Parlato mit ätherischen Overdub-Vokalisieren und einer Ballade zur Kirchenorgel sowie Chorgesang nach Art von „Le Mystère des Voix Bulgares“. Als kleine Spielerei neckt Maestro schon mal mit dem Knistergeräusch alter Schallplatten oder mit einer Kinderstimme auf dem Anrufbeantworter. Aber die kann man ja überspringen.

Berthold Klostermann



Musik
★★★★
Klang
★★★★

Martin Fabricius Trio: Out Of The White; Martin Fabricius (vibes), Christian Hougaard (b), Jacob Høholt (dr) plus Gäste; Berthold Rec.

Dass die Welt immer näher zusammenrückt, wir alle jetzt so wunderbar eng vernetzt seien und lokale Gegensätze immer mehr verschwinden – dagegen hilft Ohropax oder eine gute Jazzplatte wie diese. Die Kunst macht uns die Fremdheit bewusst, was rasch klar wird, wenn man mal Filme wie „Adam's Apples“ oder „Die Jagd“ aus Dänemark mit Mads Mikkelsen anschaut. Nicht nur die seltsame Sprache, vieles andere wirkt ebenso entrückt und gerade deshalb so anziehend.

Das Album des dänischen Vibrafonisten Martin Fabricius wird keine Jazz-Revolution auslösen, aber seine Poesie passt in dieses Bild. Die kleinen Filme auf YouTube zeigen nur in Bruchteilen, was seine Musik so interessant macht: „Mein kreativer Prozess beginnt mit der Weiße eines leeren Blatt Papiers. Was darauf kommt, muss ehrlich und persönlich sein. Ich schürfe tief, um es zu finden, und muss oft mein Ego bekämpfen oder mein geschäftiges Hirn zur Ruhe ermahnen, damit ich zuhören kann. Um ein Gefühl hervorzurufen oder einen Bewusstseinszustand.“

Es ist dieses Innehalten, das Bestreben nach ruhiger Gelassenheit, das die Musik auf „Out Of The White“ auszeichnet. Den Teich leerlaufen lassen, um an die Fische zu kommen. Dass Gary Burton für diesen jungen Dänen ein wichtiges Vorbild war, hört man deutlich, auch arbeiten Jamaaladeen Tacuma und Tomasz Stanko gerne mit ihm. Einen schönen Anteil am Gelingen haben das Mundharmonikaspiel Mathias Heises und der Gitarrist Neff Irizarry. Bisher gibt es nur wenige Aufnahmen dieses Trios, und was das Cover verschweigt: Die CD kam bereits 2014 in Dänemark heraus, aber sie verdient das Lob, das sie international schon damals bekam. Bei Allaboutjazz gab es die höchste Bewertung von fünf Sternen, und ein Kollege schrieb treffend: „Verführerischer, schöner und fesselnder instrumentaler Jazz.“

Karl Lippegaus



Musik
★★★★★
Klang
★★★★★

Marialy Pacheco: Duets; Marialy Pacheco (p), Omar Sosa (p, voc, electr), Hamilton de Holanda (mandolin), Joo Kraus (tp, effects), Max Mutzke (voc), Miguel Zenon (ss); Neuklang/in-akustik

Die kubanische Pianistin Marialy Pacheco überzeugt auf „Duets“ mit einer in dieser Konsequenz nur selten ausgeführten Konzeption: An Stelle eines in jedem Stück gleichen Partners kommuniziert sie mit verschiedenen Künstlern aus Jazz, World Music und Soul. Poesievoller als ihr Landsmann Omar Sosa, der sinngemäß die 88 Tasten eines Pianos mit Trommeln vergleicht, deren Energie sich im Zusammenspiel mit Pacheco in die gleiche Anzahl von Lächeln oder Blumen verwandeln, kann man ihre Spielweise nicht beschreiben. Die beiden kreieren mit Sosas „El Bola“ eine reizvolle Hommage an den legendären kubanischen Flötisten. Wie sich in „Capricho da Sul“ die phänomenalen Diskurse des brasilianischen Mandolinen-Maestros Hamilton de Holanda mit den dazu tanzenden melodischen Motiven der Pianistin verbinden, ist eine Klasse für sich.

In dem von einer Soundcollage eingeleiteten „Metro“ erfüllt Pacheco zusammen mit dem Trompeter Joo Kraus, der für die Effekte zuständig war, ihren Traum von einer imaginären U-Bahn in Havanna. Dass diese Fahrt nicht gerade zögerlich verläuft, betonen ihre energischen, das Geschehen anheizenden Pianofiguren. Wie gut sich Pacheco auch im Zwiegespräch mit sich selber austauschen kann, demonstriert sie auf zwei Flügeln in Ernesto Lecuonas „Gitanerias“ und dem mexikanischen Volkslied „La Bikina“. Ihre variantenreiche Interpretation lässt erahnen, was für ein Improvisationspotenzial die Künstlerin in petto hat.

Ein weiterer Höhepunkt in den facettenreichen Instrumentalpaarungen entwickelt sich bei Marialy Pachecos Begegnung mit Miguel Zenon. Der puertoricanische Saxofonist und Flötist zählt zu den wichtigsten Interpreten des zeitgenössischen Latin-Jazz. In „El Comparsa“ ergänzen die beiden die melodischen und rhythmischen Feinheiten des Lecuona-Klassikers mit superben Ausführungen.

Gerd Filtgen



Musik
★★★★★
Klang
★★★★★

Jean-Paul Brodbeck Trio: Extra Time; Jean-Paul Brodbeck (p), Lukas Traxel (b), Claudio Strüby (dr); Enja Yellowbird/Soulfood

Er spielte Hip-Hop und Klezmer, Rockjazz im Sound der 1970er-Jahre, ist Mitglied in den Bands der Tenoristen Andy Scherrer und Johannes Enders, doch langfristige Konstante seiner Arbeit ist das klassische Piano-Trio. In Klavier-Bass-Schlagzeug-Besetzungen sucht der schweizerische Pianist Jean-Paul Brodbeck die beiden Stränge seiner musikalischen Ausbildung unter einen Hut zu bringen, studierte er doch erst Jazz, dann am Konservatorium Kammermusik. Im Trio spielte er Tschaikowski-Lieder instrumental („Song Of Tchaikovsky: None but the Lonely Heart“, 2007), gastierte mit „Wagner Meets Jazz“ bei den Züricher Festspielen, und auch auf dem neuen Album „Extra Time“ gönnt er sich schon mal einen Griff ins klassisch-romantische Fach.

Sein aktuelles Trio gründete Brodbeck nach halbjährigem Aufenthalt in New York, wo er mit dortigen Musikern ein Trioprojekt realisierte („A Different Mind“, 2012), das er aber nicht nach Europa holen konnte. Eine schweizerische „working band“ musste her. Mit dem jungen Kontrabassisten Lukas Traxel und Drummer Claudio Strüby, der auch dem Erfolgstrio Rusconi angehört, hat er sein Dreamteam komplett: ein Trio nach Art der Bill-Evans-Schule, das leicht und federnd swingt – live auch gern über Standards –, wo innere Dynamik, Sinn für Raum und intensives Zusammenspiel mehr gelten als vordergründige Hipness.

An exponierten Stellen, Anfang und Mitte der CD, stehen romantische Lieder von Schumann und Brahms. In „Ich will meine Seele tauchen“ aus des Ersteren „Dichterliebe“ wird eine Folge von Solo-Chorussen für Klavier, Bass, Drums über jazzgerechte Harmonik gelegt und vom Thema eingerahmt – gerade so, als würden hier Standards gespielt. Neben den Liedern stehen lauter Brodbeck-Originals, melodios und swingend, offen gestaltet und harmonisch tief ausgeleuchtet. Moderner Trio-Jazz in bester Traditionslinie.

Berthold Klostermann



Musik
★★★★★
Klang
★★★★★

Phronesis: The Behemoth; Jasper Høiby (b), Ivo Neame (p), Anton Eger (dr), Julian Argüelles (arr, cond, ts), Frankfurt Radio Big Band; Edition/Membran

Gegenüber einer kleinen, wendigen Trioformation kann eine Big Band wie ein Ungetüm anmuten – wie der biblische Behemoth. So mag das britisch-skandinavische Trio Phronesis bei der Namensfindung für dieses Album gedacht haben. Zum zehnjährigen Bandjubiläum (2015) gönnten sich die drei, die eine Zeit lang auch als Rhythmusgruppe Marius Nesets fungierten, eine Werkschau im Großformat. Damit ihnen das Orchester nicht zum furchterregenden Ungeheuer werde, beauftragten sie den britischen Tenoristen und Arrangeur Julian Argüelles, eine Auswahl von Stücken aus ihrem Back-Katalog für den besonderen Anlass zu bearbeiten. Argüelles, einst Mitglied der Loose Tubes, die in den 1980er-Jahren die britische Big-Band-Szene aufmischten, spielte von 2006 bis 2011 in der hr-Bigband (die sich international „Frankfurt Radio Big Band“ nennt), und mit dieser wurde das Projekt dann verwirklicht.

Wie auf den vorigen (sechs) Alben ist auch hier die Anzahl von Kompositionen der einzelnen Mitglieder gerecht verteilt – erster Hinweis auf die gleichberechtigte Rolle aller innerhalb des Trios. Gleichwohl agiert bei Trioaufnahmen in der Regel Bandgründer Jasper Høiby mit seinem warmen, mächtigen Kontrabass als „primus inter pares“. Auch jetzt gibt es Triopassagen, in denen die Big Band schweigt, Hintergründe schafft oder mit treibenden Riffs anschiebt, doch solche Passagen werfen gerade Schlaglichter auf die fein austarierte Interaktion der drei. Das enge Geflecht aus Ivo Neames feingliedrigen Piano-Figuren, Høibys sonorem Bass und Anton Egers hibbelig-percussion-artigen Schlagzeug-Patterns umgibt Argüelles mit einem Kaleidoskop von Bläserfarben und -stimmungen, denen hochkarätige Solisten wie Tony Lakatos (Tenor), Axel Schlosser (Trompete), Patrick Scales (E-Gitarre) oder Argüelles selbst noch so manches Glanzlicht aufsetzen.

Berthold Klostermann